

gangslösungen gerechtfertigt. Als langfristige Lösungen gedacht, stehen sie in Gefahr, das eigentliche Problem zu verdecken. Wenn die Kirche auf traditionellem Weg zu wenig Priester bekommt, müssen eben neue Zugänge eröffnet werden, damit die, die Seelsorger sind und sein wollen, es auch tatsächlich sein können. Bis dahin bietet sich als pastorale Tätigkeit für die Laientheologen eher die Mitarbeit in größeren Pfarren, in Seelsorgeteams u. dgl. an.

Rudolf Ruppert

Was macht unser Leben lebenswert?

Reflexion und Klärung persönlicher Wertvorstellungen in Gruppen

Im folgenden Beitrag berichtet der Autor darüber, wie er drei verschiedene Gruppen (einen Pfarrgemeinderat, Teilnehmer an einem Seminar der theologischen Erwachsenenbildung sowie eine größere Gruppe von KAB-Mitgliedern) mit Hilfe eines einfachen Tests in offenbar zielführender Weise zur kritischen Reflexion ihrer eigenen Lebenswerte angeregt hat. Der Test erbrachte nicht nur sehr interessante Ergebnisse, sondern bot auch die Möglichkeit, die eigenen Einstellungen mit der Botschaft des Evangeliums zu konfrontieren und Fragen der Wertvermittlung an die jüngere Generation und der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft zu bedenken. Die Versuche und die hier dargestellten und analysierten Ergebnisse scheinen eine gute Anregung zu sein, in verschiedensten Gruppen über das Thema Grundwerte nachzudenken. red

1. Die Situation

Zusammen mit der Glaubensverkündigung gehören sittliche, moralische Erziehung und Bildung zu den unverzichtbaren Aufgaben der Kirche. Doch während man sich früher nicht scheute, dieser Aufgabe in Moralpredigt, Religionsunterricht und Vor-

trag fast bis zum Überdruß nachzukommen, konnte man in den letzten Jahrzehnten bei Lehrern, Verkündigern und Seelsorgern eher eine bedenkliche Abstinenz auf diesem Gebiet feststellen, wofür es viele Gründe gibt, denen hier nicht weiter nachgegangen werden kann¹.

Nun scheinen sich jedoch die lange verschwiegenen, aber keineswegs gelösten Moralprobleme mit verstärkter Vehemenz ins öffentliche Bewußtsein zu drängen, und sie verlangen, auf den verschiedenen Ebenen in entsprechender Weise bearbeitet zu werden. Die Anzeichen häufen sich². Als Beispiel für viele sei auf die provozierende Rede verwiesen, die Alexander Solschenizyn im Frühsommer 1978 an der Harvard-Universität gehalten hat. Er meint, die westliche Welt sei in ihrer „gegenwärtigen spirituellen Erschöpfung keineswegs begehrenswert“, sie sei „moralisch verarmt“ und dem „Geiste abtrünnig“ geworden; es habe sich eine „endgültige Loslösung vom moralischen Erbe der christlichen Jahrhunderte vollzogen“; er stellt fest: „Wir kommen nicht umhin, die Skala der Werte zu überprüfen, die unter den Menschen als solche gelten, und uns über ihre Fehleinschätzung heute zu wundern“.

So richtig diese Feststellungen und so notwendig die Appelle auch sein mögen: der

¹ Vgl. dazu z. B. K. E. Nipkow: „Das Problem der moralischen Erziehung ist weder in der Allgemeinen Pädagogik und Schulpädagogik noch in der Religionspädagogik systematisch aufgearbeitet“. Moralerziehung als Interesse des Pädagogen, in: A. Auer, Moralerziehung im Religionsunterricht, Freiburg 1975, 12. — Als Gründe kommen in Frage: Der Pluralismus des Denkens und der Weltanschauungen; Probleme der Normenfindung und Normenbegründung; Naturrecht in der Kritik; Wandel von einer Gesetzesmoral zur Verantwortungsethik; Unsicherheit über das „Proprium“ der christlichen Ethik; neue Erkenntnisse aus den Humanwissenschaften, die noch nicht hinreichend verarbeitet sind; Zweifel über die richtigen methodischen und pädagogischen Mittel und Wege u. a. m.

² Man spricht wieder ungenierter von „Moral“ und „moralischer Erziehung“. Viele Probleme drängen sich mit Macht ins öffentliche Bewußtsein: Grenzen des Wachstums; Streit um die Abtreibung; Diskussion um die Grundwerte; Euthanasie; die Terrorszene; Probleme der menschlichen Sexualethik; Ehe- und Familienrecht; entsprechend häufen sich die Veröffentlichungen über allgemeine und spezielle Fragen der Moral. Vgl. auch die zahlreichen Erklärungen der Deutschen Bischofskonferenz zu den genannten und anderen Fragen.

Praktiker in Seelsorge und Erwachsenenbildung fragt sofort:

Was soll also geschehen?

Wo soll man anfangen?

Und wie soll man vorgehen?

2. Ein Versuch, das Thema „Grundwerte“ zu bearbeiten

Mit einem Pfarrgemeinderat sollte auf einem Besinnungswochenende das Thema „Grundwerte“ bearbeitet werden.

Das Thema ist aktuell, aber auch schwierig. Denn es führt nicht nur zu mancherlei theoretisch noch ungelösten Fragen, sondern verführt auch sehr leicht dazu, über Werte lediglich allgemein-unverbindlich zu reden, anstatt betroffen zu machen und Einstellungsänderungen in Gang zu bringen. Es war daher ein Weg zu finden, der diese Gefahr von vornherein vermeidet. Die Arbeit mußte ansetzen bei der Sichtung und Klärung der persönlich erfahrenen und gelebten Grund- und Lebenswerte der Teilnehmer selbst. Nur von dieser Erfahrungsbasis her schien es sinnvoll zu sein, weiterzufragen, wie Werte vermittelt werden können, wie ein Konsens zustande kommen kann und welche Rolle die Normen spielen.

Wie aber läßt sich methodisch-praktisch ein Zugang gewinnen zu den persönlich erfahrenen Lebenswerten der Teilnehmer?

Wir formulierten als Tagungsthema:

„Wie können wir weitergeben, was unser Leben wertvoll macht?“

und versuchten den Einstieg auf folgende Weise: Gleich zu Beginn der Tagung, am Freitagabend, erhielten alle Teilnehmer nach kurzer allgemeiner Einführung ein Blatt (DIN A 4) mit dem Text:

Persönliche Besinnung

Bitte, denken Sie einige Minuten über die Frage nach:

„Was macht mein Leben eigentlich lebenswert?“

Notieren Sie dann einige Sätze nach der Art:

„Mein Leben erscheint mir lebenswert, weil ...“

Schreiben Sie bitte nicht die Meinungen anderer auf, sondern nur, was *Ihr* Leben persönlich lebenswert macht.

Dann — in der Mitte des Blattes:

Schreiben Sie bitte die gleichen Sätze auf die untere Hälfte des Blattes und trennen Sie diese ab für den Referenten — ohne Namensnennung. Behalten Sie die obere Hälfte des Blattes für den weiteren Verlauf der Tagung für sich.

Was kann mit dieser Methode erreicht werden?

1. Die Teilnehmer werden gezielt und verbindlich zu einer *Besinnung* auf das eigene Leben und die darin erfahrenen oder angestrebten Werte angehalten.

2. Durch die schriftliche Formulierung der persönlichen Wertvorstellungen üben sie sich in der *Artikulation* von Gedanken und Gefühlen, die normalerweise kaum verbalisiert werden.

3. Indem sie die geschriebenen Sätze dem Referenten zur Verfügung stellen, investieren sie sich selbst an der Tagung und am Thema. Damit dürften in hohem Maße *Interesse und Beteiligung* an der weiteren Arbeit sichergestellt sein.

4. Die schriftlich festgehaltenen Wertvorstellungen können zwischen Ehepartnern oder in Kleingruppen ausgetauscht und diskutiert werden, etwa mit folgender *Fragestellung*: „Was erscheint Ihnen an den Wertvorstellungen anderer bemerkenswert, befremdend, fragwürdig, bedenkenswert?“

5. Dem Referenten ist es möglich, die Lebens-Wert-Sätze inhaltlich nach Wertbereichen zu ordnen und auf Grund der Häufigkeit der Nennungen eine Art „*Wertprofil*“ oder „*Wertordnung*“ der Gruppe zu ermitteln. Dafür braucht er allerdings einige Stunden Zeit. Bei Abendveranstaltungen mit Wochenabstand empfiehlt es sich, alle Lebens-Wert-Sätze nach Wertbereichen geordnet wörtlich zusammenzustellen, zu vervielfältigen und den Teilnehmern zur Kontrolle der Einordnung wieder in die Hand zu geben.

6. Das „*Wertprofil*“ der Gruppe fordert geradezu eine *Konfrontation mit den Forde-*

runge*ren* der Heiligen Schrift heraus. Vor dem Hintergrund der selbst entdeckten und formulierten persönlichen Lebenswerte gehen die bestätigenden oder korrigierenden Weisungen des Evangeliums nicht ins „Leere“. Selbst biblische „Allgemeinplätze“ können in neuer Weise betroffen machen.

7. Das „Wertprofil“ der Gruppe und die Wertvorstellungen der einzelnen können mit den *Tendenzen unserer Zeit* und dem Wertsystem der heutigen Gesellschaft verglichen werden, soweit hierüber zuverlässige Daten vorliegen, z. B. von Schmidchen³.

8. Nach der Sichtung, Klärung und Korrektur der Wertvorstellungen kann auch das *Normenproblem in Kirche und Gesellschaft* sachgemäßer diskutiert werden; denn die Normen dienen ja wesentlich der Wertorientierung und Wertverwirklichung.

Eine zielführende Methode für die Praxis

Die geschilderte Methode und die aufgeführten Zielsetzungen erfüllen ziemlich genau das, was man üblicherweise „action research“ nennt. Damit ist ein Verfahren gemeint, das gezielt bestimmte Sachverhalte erforschen („research“) will — hier die persönlich erfahrenen bzw. angestrebten Lebenswerte —, dabei aber nicht in erster Linie von einem rein wissenschaftlichen Interesse geleitet wird, sondern von der Absicht, die Teilnehmer durch die Untersuchung selbst „aktiv“ (action) zu machen, sodaß sie motiviert und befähigt werden, sich selbst bzw. die Situation zum Besseren zu verändern — hier die Korrektur der eigenen Lebens-Wert-Vorstellungen und die Mitwirkung an der Gestaltung des sittlichen Bewußtseins in Gesellschaft und Kirche.

Mit der Methode wurden bisher drei Versuche gemacht. Dabei konnten die genannten Ziele im großen und ganzen verwirklicht werden. Die Teilnehmer sind nahezu ohne Ausnahme auf die gestellte Aufgabe eingegangen. Es gelang ihnen in 5—10 Mi-

³ Zwischen Kirche und Gesellschaft. Forschungsbericht über die Umfragen zur Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. von G. Schmidchen, Freiburg 1972, besonders 56—80.

nuten, durchschnittlich 4—5 Lebens-Wert-Sätze zu Papier zu bringen. Das Interesse an Thema und Tagung ließ nichts zu wünschen übrig (Ziele 1—3). Das Gespräch über die Einzelaussagen kam bisher aus Mangel an Zeit nicht voll zum Tragen (Ziel 4). Die ermittelte „Wertordnung“ der Gruppe wurde mit großer Spannung erwartet (Ziel 5). Bei der Konfrontation mit dem Evangelium war eine große Betroffenheit zu spüren; es kam so etwas wie eine gemeinsame Gewissenserforschung in Gang (Ziel 6). Ähnlich war es bei der Auseinandersetzung mit dem Wertsystem der heutigen Gesellschaft (Ziel 7). Zielpunkt 8 ist mehr oder weniger Fernziel.

3. Das Ergebnis aus drei Versuchen

Der 1. Versuch war das besagte Wochenende mit dem Pfarrgemeinderat; es fand statt im Herbst 1977 mit 17 Teilnehmern. Der 2. Versuch war eine Seminarreihe mit dem Thema: „Werte — Normen — sittliches Handeln: was bleibt, was ändert sich?“; sie umfaßte drei Abende in drei Wochen im Dezember 1977 mit 39 Teilnehmern. Der 3. Versuch waren Familienbesinnungstage an Pfingsten 1978, veranstaltet von der KAB mit 42 erwachsenen Teilnehmern. Insgesamt nahmen also bisher 98 Personen an diesem Test teil. Sie haben zusammen 429 Sätze formuliert, die jeweils begannen: „Mein Leben erscheint mir lebenswert, weil...“

Der religiösen Einstellung nach gehörten alle Beteiligten mehr oder weniger zur Gruppe engagierter Katholiken (PGR, KAB). Die Frauen und die Altersgruppe zwischen 30 und 50 waren etwas überrepräsentiert.

Die inhaltliche Aufschlüsselung der Lebens-Wert-Sätze ergab folgende Bereiche:

Wertbereiche

und die Häufigkeit ihrer Nennung
im 1., 2., 3. Versuch (in Prozenten)

1. *Lieben und geliebt werden* in Ehe, Familie, Freundeskreis, Gruppe, Kirche, Welt und Gesellschaft
50,0 — 51,7 — 55,5

2. *Glauben* allgemein, an Gott, Jesus Christus, ewiges Leben, Vergebung
20,0 — 22,5 — 25,0
3. *Freude am Dasein*, an der Natur, am Leben, an der Gesundheit
14,5 — 14,3 — 10,4
4. *Freie Lebensgestaltung und Selbstentfaltung*
6,0 — 4,4 — 4,8
5. *Sinnvolle Arbeit haben*
9,5 — 5,5 — 3,7
6. *Besitz und Vermögen haben*
0,0 — 1,6 — 0,6

Was ist aus den Zahlen zu entnehmen?

1. In allen drei Gruppen ließen sich die vielen Einzelsätze in sechs Wertbereiche mühelos einordnen. Es sind dies: Liebe — Glauben — Leben — Freiheit — Arbeit — Besitz.
2. Es zeichnet sich im Bewußtsein der Teilnehmer eine so deutlich kaum zu erwartende Bevorzugung einiger weniger Wertbereiche ab, nämlich: Liebe — Glauben — Leben. Diese drei Bereiche umfassen 85 bis 90% aller Aussagen, und zwar in nahezu gleichen Relationen bei den drei verschiedenen Gruppen. Es scheint, daß die Häufigkeit der Nennung — ein quantitatives Merkmal — ein zuverlässiger Hinweis ist auf die bewußten Prioritäten von Wertbereichen.
3. Es ist auffällig, daß so viel diskutierte und praktizierte Wertbereiche wie Freiheit (*Freie Lebensgestaltung und Selbstentfaltung*) — *Sinnvolle Arbeit* — *Besitz* nur am Rande im Bewußtsein der Beteiligten aufscheinen, offensichtlich also nicht direkt bewußt erfahren werden als das Leben wertvoll machend.
4. Beherrschend in der mit der beschriebenen Methode ermittelten Wertordnung ist der personal-soziale Wertbereich: *Lieben und geliebt werden* ... daß andere für mich da sind; ... daß ich für andere da sein kann. Er umfaßt 50—55% aller Aussagen. Nimmt man den zweitstärksten genannten Bereich hinzu, nämlich *Glauben* mit 20 bis 25% aller Aussagen, und unterstellt man, daß im personal-sozialen Bereich die Aussagen je zur Hälfte mehr auf das Selbst

(andere für mich) und mehr auf den Anderen (ich für andere) bezogen sind, also sowohl die Selbst- wie die Nächstenliebe artikulieren, so scheint sich im Befund sehr deutlich das christliche Hauptgebot widerzuspiegeln: „Du sollst Gott lieben aus deinem ganzen Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst“ (vgl. Mk 12,28 f).

5. Im Wertbereich *Lieben und Geliebtwerden* finden sich neben den auffälligen Übereinstimmungen der drei Gruppen auch interessante Unterschiede, z. B. wenn man das Verhältnis der Aussagen über die schenkende Liebe („Nächstenliebe“) und die empfangende Liebe („Selbstliebe“) ins Auge faßt. Ausgewogen ist das Verhältnis nur im 3. Versuch (27 : 22, KAB). Beim 1. Versuch (PGR) wird die aktiv-schenkende Liebe nahezu dreimal so häufig genannt wie die passiv-empfangende Liebe (30 : 11); beim 2. Versuch immerhin auch noch gut zweieinhalbmal so häufig (57 : 22). Zur Interpretation über diesen Befund mehr im nächsten Abschnitt.

6. Bezeichnende unterschiedliche Ergebnisse stellen sich auch heraus, wenn man genauer zusieht, wo man den Wert *Lieben und Geliebtwerden* vor allem verwirklicht sieht oder sehen will. Eine Aufschlüsselung ergibt:

Lieben und Geliebtwerden

(Nennungen in Prozenten)

in der Familie, Partner, Kinder

26,8 — 46,8 — 50,5

allgemein

53,6 — 34,0 — 22,0

im Freundeskreis, in der Gruppe

14,6 — 9,6 — 22,0

in Kirche, Welt, Gesellschaft

5,0 — 9,6 — 5,5

Es fällt auf, daß man die sozialen Werte vor allem im Primärbereich der Familie erfährt oder erfahren will; ferner, daß sehr viele allgemeine Aussagen gemacht werden — vielleicht ein Hinweis darauf, daß diese Wertvorstellung mehr Wunsch als Wirklichkeit ist?

Freundeskreis und Gruppe scheinen in dem Maße als Erfahrungsraum sozialer Werte an Bedeutung zu gewinnen, als man

tatsächlich zusammenarbeitet (PGR) oder verbandlich organisiert ist (KAB). Alle drei Gruppen sprechen nur am Rande von der Möglichkeit, soziale Werte im Bereich der Öffentlichkeit von Kirche, Staat, Gesellschaft erfahren und verwirklichen zu können oder zu wollen.

4. Interpretation und Deutung

Das ermittelte „Wertprofil“ in den drei Gruppen bot die willkommene Gelegenheit zur Konfrontation mit den Werten des Evangeliums und der Gesellschaft. Folgende kritische Punkte konnten von der Erfahrungsbasis her mit unterschiedlichen Akzenten in den drei Gruppen zur Sprache gebracht werden.

1. Das Beispiel Jesu

als Mensch „für andere“, als „Pro-Existenz“⁴, und das Zentralgebot des Evangeliums, einander zu lieben (Joh 13, 34—35; 15, 9—17), ist von den engagierten Katholiken als maßgeblicher, zentraler Wert ins Bewußtsein übernommen worden.

Fraglich ist, ob es gelingt, das Dasein für andere konkret in die Tat umzusetzen. Verdächtig erscheinen hier die häufigen allgemeinen Wendungen. Aber: „Wir wollen nicht lieben mit Wort und Zunge, sondern in Tat und Wahrheit“ (1 Joh 3, 18). Fraglich ist auch, ob es gelingt, die soziale Verantwortung über den Bereich der Primärbeziehungen in Familie und Freundesgruppe in Welt und Kirche zur Geltung zu bringen. Diesbezüglich lautende Erfahrungssätze betragen nur 5—10% des Wertebereiches *Lieben und Geliebtwerden*. Gefordert wird hier die selbstlose Mitarbeit des Christen in den Gremien öffentlicher Verantwortung, in kirchlichen und weltlichen Institutionen, in Parteien und Gewerkschaften, in Verbänden und Organisationen, eine oft sehr mühsame und auch von der Kirche nicht immer gelobte Arbeit. Sie ist aber notwendig um der Welt willen und auch, um die christliche Liebe gegenüber dem Vorwurf, sie sei romantisch

und kreise doch nur um sich bzw. die eigenen Glaubensbrüder, zu rechtfertigen. „Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, welchen Dank wollt ihr dafür erwarten...“ (Lk 6, 32 f).

2. Der Mensch als der liebes- und erlösungsbedürftige Partner Gottes

darf und muß sich helfen lassen. Umgekehrt ist der Stolze, der sich nicht helfen lassen will, der Verlorene, der eigentliche Sünder. Daher die Bevorzugung der „Armen“, der „Kleinen“ (vgl. Jes 46, 3—4; Mt 5, 3; 11, 25—30; 18, 1—5).

Diese grundsätzliche kreatürliche Abhängigkeit spiegelt sich auch in den zwischenmenschlichen Beziehungen insofern, als Lieben und Geliebtwerden, Dasein-für-andere und das Dasein-anderer-für-mich, schenkende und empfangende Liebe, kurz: Nächstenliebe und Selbstliebe, in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen müssen. Dies war nun allerdings beim 1. und 2. Versuch nicht der Fall.

Daher ist zu fragen:

Erkennen wir klar genug unsere eigene Bedürftigkeit? Oder sind wir zu stolz, uns in unserer Armut zu eröffnen, mitzuteilen? Haben wir Angst, dadurch abhängig zu werden? Dann würden wir doch dem Trend unserer Zeit verfallen sein, die bekanntlich in ihrem fast krankhaften Streben nach Unabhängigkeit, Autonomie und Emanzipation keine echten Verpflichtungen anerkennen will.

Ferner: Wenn wir das „Für-andere-Dasein“ als hohen eigenen Lebenswert erkannt haben, müssen wir dann nicht auch den anderen die Chance geben, diesen Wert zu verwirklichen, eben dadurch, daß wir uns von ihnen helfen lassen? Dies ist besonders wichtig im Beziehungsverhältnis Eltern — Kinder.

Und außerdem: Gerade in der Kirche ist die Enttäuschung oft groß, wenn ein gut gemeintes Hilfsangebot — z. B. an die Jugend — scheinbar kalt abgelehnt wird. Kann die Ursache nicht auch darin liegen, daß wir — in unserem Drang zu helfen — ohne Einfühlung, plump und aufdringlich daherkommen, eben weil wir selbst zu

⁴ Vgl. H. Schürmann, *Der proexistente Christus — die Mitte des Glaubens von morgen?*, in: *Diakonia* 3 (1972) 147—160.

wenig Erfahrung darin haben, wie man sich fühlt, wenn man Hilfe braucht. Für andere dasein fordert zuerst Geduld, genaues Zusehen, Aufmerksamkeit, Verstehen.

3. Die Zusage der Sündenvergebung,

verbunden mit der Forderung zur Umkehr und Buße, nimmt im Evangelium einen breiten Raum ein. Dies ist nur dann recht verständlich, wenn erkannt wird, wie schwierig die Liebe ist (Tobias Brocher). Gerade derjenige, der wirklich lieben will, muß immer wieder erkennen, daß er Liebe „schuldig“ bleibt. Somit ist die Bergpredigt mit ihrer radikalen Liebesforderung — auch gegenüber den Feinden — solange unmöglich und unmenschlich, als sie nicht begleitet und vollendet wird in der Vergebung.

In der Vergebung wird die Liebe, die viel schuldig blieb und dadurch auch mehr oder weniger schuldig geworden ist, immer wieder aus der Sackgasse des Versagens und der Resignation herausgeführt und in den neuen Anfang gestellt. Von der „Schwierigkeit zu lieben“, von Konflikten und ihrer Überwindung, von Vergebung, reden die Lebens-Wert-Sätze nur ganz am Rande: etwa 14mal bei 429 Äußerungen insgesamt. Darum ist hier zu fragen:

Lieben wir wirklich konsequent und „radikal“? Dann müßten wohl auch Konflikte, Versöhnung und Vergebung deutlicher erfahren werden und als Glück und Heil (als Lebenswert) ins Bewußtsein kommen. (Vgl. 2 Kor 5, 14—21; 1 Joh 3, 19—24). Oder verdrängen wir alles, was die „Harmonie“ stört — nach dem Motto: „Nur keine Auseinandersetzungen!“?

Gehen wir so der Erfahrung von Schuld und Vergebung aus dem Weg? Ist etwa die Oberflächlichkeit unserer Liebe Grund für die Krise des Bußsakramentes?

4. Das Spannungsfeld der drei Pole: Gott — Nächster — Ich

kennzeichnet das biblische Liebesgebot (vgl. Ex 20, 1 f und Dt 5, 6 f; Mk 12, 28 f; 1 Joh 4, 7—21; Röm 8, 28—38). Es geht also nicht nur um ein ausgewogenes Ver-

hältnis zwischen Nächstenliebe und Selbstliebe (vgl. 2), sondern um die Stimmigkeit des Verhältnisses: Gott — Nächster — Ich. Im biblischen Verständnis wird die problematische zwischenmenschliche Beziehung, die so zerbrechlich und immer gefährdet ist, gerade dadurch geheilt und bewahrt, daß sie in der zuvorkommenden Liebe Gottes zu uns allen (vgl. 1 Joh 4, 7 f) begründet und aufgehoben ist. Darum steht die Gottesliebe an erster Stelle, obwohl sie in der Dimension der menschlichen Erfahrung nicht direkt, sondern immer nur in menschlicher Liebeserfahrung vermittelt aufscheint. Diese Zusammenhänge können sich aufdrängen, wenn wir in unserem Befund den primären Wertbereich *Lieben und Geliebtwerden* mit dem — der Häufigkeit nach — an zweiter Stelle genannten Wertbereich *Glauben* in Verbindung bringen.

Zu fragen wäre also: Sind wir uns im Klaren darüber, daß der Mensch nur lieben kann, weil er immer schon von Gott voraussetzungslos geliebt wird? Und daß er von der Liebe Gottes bis in Ewigkeit nicht fallen gelassen wird? Daß also der Gläubige darauf vertrauen kann, daß er niemals „leer“ ausgeht, weil ihm Gott schon „jetzt“ und erst recht im „ewigen Leben“ seinen „Lohn“ nicht vorenthält (vgl. Mk 10, 28—34)? Geht uns auf, was mit „selbstloser Liebe“ gemeint ist — und was nicht gemeint sein kann? Selbstlose Liebe, die von jeglicher Erfüllung absieht, gibt es nicht oder nur als verhängnisvolle Selbsttäuschung. Das Vertrauen auf die Erfüllung aller Liebe in Gott ist nicht nur verständlich, sondern auch notwendig, und zwar gerade für die recht verstandene „selbstlose Liebe“ zu den Mitmenschen. Denn in dem Maße, in dem wir erkennen und erfahren, daß Gott uns grenzenlos liebt, werden wir frei davon, die Erfüllung der Liebe in jedem Falle von Menschen zu fordern oder gar zu erzwingen. Diese „befreite“ Liebe läßt auch dem anderen die Freiheit, unsere Liebe anzunehmen, zu erwidern — oder auch nicht. Der von Gott immer schon Geliebte ist frei davon, mit der Liebe Handel zu treiben. Er wird dankbar jedes Zeichen der Liebe vom anderen

annehmen, aber immer unter der Voraussetzung, daß sie frei gewährt wird. Das ist „selbstlose Liebe“. Sie übermächtig und beherrscht den anderen nicht, sondern gewährt ihm Raum, in persönlicher Freiheit selbst die Liebe zu entdecken.

Zu fragen wäre auch, wie wir die Liebe Gottes, die uns zur Liebe ermächtigt und befreit hat, bezeugen. Denn wenn die Liebe Gottes Grund und Möglichkeit menschlicher Liebe ist, genügt es nicht, den Mitmenschen nur in Liebe zu dienen. Notwendig ist ebensowohl, den Liebesdienst transparent zu machen für den Quellgrund aller Liebe, für Gott. Das bedeutet nichts anderes als die richtige Verbindung und Durchdringung von Liebe und Glauben in den zwischenmenschlichen Beziehungen, vor allem im Hinblick auf die Heranwachsenden. Sie sollen nicht nur geliebt, sondern ihrerseits zur Liebe ermächtigt werden, und dazu bedarf es des Glaubens an die voraussetzungslose und grenzenlose Liebe Gottes.

5. Glaube und Frömmigkeit

sind oft mißverstanden oder diffamiert worden als Lebensstil, der dem Leben und der Freude am Dasein mißtraut. Dabei ist das AT erfüllt von Lebensbejahung und Liebe zum Leben (vgl. Gen 1; viele Psalmen; das Hohelied). Auch im NT ist „Leben“ ein Schlüsselbegriff (Joh 10, 10 „Leben in Fülle“!), und die leidenschaftliche Hoffnung auf die Vollendung der Schöpfung setzt das grundsätzliche Ja zur Schöpfung — allerdings auch zu ihrer Gebrochenheit — voraus (vgl. Röm 8, 18—27). Immer aber ist diese Lebensbejahung und Lebensfreude eingebettet in den Glauben an Gott als den Schöpfer und Vollender von Leben und Welt.

Demgegenüber ist in der heutigen Gesellschaft eine Welt- und Lebensbejahung verbreitet, die gefährdet ist durch materialistische Engführung (z. B. Sexualismus; Leistungsdenken); durch unverantwortlichen Umgang mit den Gütern (Verschwendung- und Wegwerf-Gesellschaft); durch egoistische Selbstbehauptung (Abtreibung; Geburtenarmut; Familienfeindlichkeit).

Lebensbejahung, *Freude am Dasein*, erscheint in unserer Wertordnung an dritter Stelle, allerdings deutlich abgesetzt von *Lieben* und *Glauben*. Das bedeutet wohl, daß gläubige Christen ein echtes Gespür für diesen Wert haben — also kein lebensfremder Spiritualismus, kein freudeverneinender Asketismus — doch ist auch hier einiges zu fragen:

Bekennen wir uns offen und deutlich genug — z. B. für Jugendliche — zu den positiven Werten von Leiblichkeit und Sexualität? In den Lebens-Wert-Sätzen klingen Eros und Sexualität so gut wie gar nicht an.

Geben wir in Familie, Pfarrgemeinde, Umgebung hinreichende Möglichkeiten und Anregungen zur Erfahrung der Lebensfreude, besonders für Kinder, Jugendliche, ältere Menschen? Wie begegnen wir den Gefahren heutiger Lebensverneinung? Verurteilend, ablehnend — oder offen, argumentierend, bezeugend?

6. Der Wertbereich *Freie Lebensgestaltung und Selbstentfaltung*

wird in den Lebens-Wert-Sätzen ausdrücklich selten artikuliert (5%). Dieser Befund kann unterschiedlich gedeutet werden.

Einmal *positiv*: Die Problematik von Freiheit und Selbstentfaltung ist für gläubige Christen im Sinne des Evangeliums gelöst. Freiheit wird realisiert als „Freiheit der Kinder Gottes“: sie ist weder Willkür noch Überforderung, denn sie erfährt sich als ermächtigt, getragen und erleuchtet vom Geiste Gottes, vom Geist der Verantwortung, der Liebe (vgl. Röm 5, 1—5), der Wahrheit (Joh 8, 31; Röm 8, 21; Gal 5, 1.13; Lk 4, 16—29). Darum braucht dieser Wertbereich nicht ausdrücklich thematisiert zu werden, er gehört vielmehr in den Wertbereich von *Liebe* und *Glauben*, und die damit verbundenen Probleme erhalten dort den richtigen Stellenwert und die sachgemäße Lösung (vgl. Punkt 4: wozu Freiheit, wenn nicht für die Liebe? Wovon frei werden, wenn nicht von der Sünde als der Weigerung, zu lieben und sich lieben zu lassen?)

Doch auch eine *negative* Deutung ist mög-

lich: Könnte es nicht sein, daß unter kirchlich engagierten Christen die Problematik der Freiheit nicht erkannt und bewältigt ist? Möglicherweise unterliegen wir noch zu sehr der tradierten Gewohnheit einer lediglich von außen gelenkten Gesetzes- und Autoritätsmoral?

Vielleicht sind wir auch verunsichert durch antiautoritäre Parolen und erschreckt durch ein Freiheitsbegehren, das — aller Bindungen ledig — ins Chaotische abgleitet?

Dann wäre das Schweigen in den Aussagen verdächtig.

Welche Deutung auch zutreffen mag: Sollten wir mit der Freiheitsproblematik im guten Sinne „fertig“ geworden sein, dann ist es doch unsere Gesellschaft noch lange nicht. Infolgedessen müßten wir unser Interesse in verstärktem Maße diesem Wertbereich zuwenden, um die besseren, hoffnungsvolleren Lösungen zu vermitteln. Es geht darum, Freiheit für viele (für alle?) zu ermöglichen und zu erhalten, ohne daß sie „verkommt“ zur Willkür und Orientierungslosigkeit.

7. Der Wertbereich Arbeit

erscheint nur am Rande unserer Wertordnung (nur durchschnittlich 6% aller Sätze).

Einer voreiligen Deutung im Sinne eines mangelnden Wertbewußtseins hielten die Teilnehmer entgegen, daß die nicht berufstätigen Frauen, und die sozialen, pädagogischen Berufe den Wert der Arbeit im sozialen Wertbereich eingebracht haben. Auch kann die Arbeit durchaus als Weise und Instrument des „Für-andere-Daseins“ mitgemeint sein. Dennoch bleibt die beklemmende Frage: Ist die Arbeit so wenig als schöpferische Tätigkeit, als Lebenswert, erfahrbar, daß sie als solche in den Lebens-Wert-Sätzen kaum genannt wird? Die Berechtigung dieser Frage findet einen Hinweis in den unterschiedlichen Ergebnissen der drei Gruppen: Die Gruppe 1 hatte vergleichsweise den höchsten Bildungsstand und die profiliertesten Berufe (Akademiker); die Gruppe 3 den geringsten formalen Bildungsstand. Entsprechend ma-

chen in Gruppe 1 die Aussagen über „einen sinnvollen Beruf haben“ immerhin 9,5% aller Sätze aus, bei Gruppe 3 aber nur 3,7%. Gruppe 2 hält sich in der Mitte mit 5,5% der Aussagen.

Vom Ideal einer menschenwürdigen Arbeit im Sinne der Bibel, worin der Mensch Gottes Schöpfungswerk fortsetzen darf und so als wert- und sinnvoll erfährt, scheint unsere Gesellschaft noch weit entfernt zu sein.

8. Verschwindend gering

ist der Anteil von Sätzen, die *Besitz* und *Vermögen* als das Leben wertvoll machend artikulieren.

Auch hier muß die Deutung offen bleiben: Entsprechen hier die Teilnehmer einer Rangordnung, wie sie das Evangelium vorgibt, das ja bekanntlich den Besitz sehr stark relativiert (vgl. im AT die Propheten, besonders Amos und Jesaja) oder gar in Frage stellt (vgl. Jesu kritische Einstellung zum Reichtum, z. B. in der Bergpredigt; Lk 12, 13 f.; 16, 9—13; 18, 18—30; 1 Kor 7, 29—31)?

Oder machen sie sich etwas vor und verdrängen Probleme, die heute und in Zukunft entscheidend sein können? (Hunger in der Welt; sehr ungerechte Verteilung der Güter; neuer Lebensstil; Grenzen des Wachstums u. a. m.)

Auch hier gilt: Unser Gewissen kann sich nicht beruhigen, wenn wir für uns eine gute Lösung gefunden haben, — etwa im Sinne des Evangeliums. Es geht um die Lösung des Problems für alle — und unseren Beitrag dazu.

5. Kritische Fragen

Zum Schluß sind einige kritische Fragen an diese Versuche am Platz.

Erreicht man mit dieser Methode wirklich die konkrete, gelebte Erfahrung der Menschen?

Hier sind in der Tat große Einschränkungen zu machen. Erreicht werden zunächst nur die im Bewußtsein der Beteiligten augenblicklich vorhandenen Wertvorstellungen, und diese im Medium von einfa-

chen Sätzen, bei denen man nicht von vornherein sicher sein kann, ob sie die gelebten Werterfahrungen und Wertüberzeugungen adäquat zum Ausdruck bringen. Selbst wenn dies der Fall ist, kann nicht annähernd das Ganze des Wertbewußtseins in den Blick kommen, sondern nur der sich jetzt spontan aufdrängende und verbalisierbare Inhalt. Als wissenschaftliche Methode ist der Versuch daher in hohem Maße fragwürdig. Auf jeden Fall müßte er in einen theoretischen Rahmen gestellt werden, der es erlaubt, die anstehenden Fragen sinnvoll zu bearbeiten.

Die Interpretation hat es daher nicht mit der gelebten Wertwirklichkeit direkt zu tun, sondern mit einem Ausschnitt wertbezogener Bewußtseinsinhalte. Kann man dann aber so unbekümmert interpretieren? Wird nicht in die Ergebnisse mehr hineingelegt als bestenfalls herauszuholen ist?

Die Interpretation gibt im allgemeinen den Inhalt der Gespräche wieder, die über die Ergebnisse in den drei Gruppen geführt wurden. Die Teilnehmer haben selbst wiederholt Deutungen des Referenten in Frage gestellt. Ziel der Gespräche war nicht eine wissenschaftlich hieb- und stichfeste Diagnose, sondern das in Gang-bringen eines Prozesses, in dessen Verlauf die Teilnehmer sich über ihre Erfahrungen klarer werden sollten; Ziel war auch, eine Art von Betroffenheit und Offenheit zu schaffen, die eine Korrektur und Vertiefung der Wertvorstellungen vom Evangelium und von der gesellschaftlichen Situation her möglich macht. Für alle — Teilnehmer und Referenten — war es verblüffend zu sehen, welche Fülle von Fragen, Problemen, Sachverhalten sich auf Grund des bescheidenen Tests auftraten. Darüberhinaus dürfen die auffälligen Übereinstimmungen in den drei Gruppen, aber auch die bezeichnenden Unterschiede als Indiz gewertet werden, daß der Befund *etwas* von der wirklich vorhandenen bewußten Werterfahrung und Wertvorstellung der Beteiligten widerspiegelt, die Interpretation also nicht völlig an der Wirklichkeit vorbeigeht.

Mögen auch die Ergebnisse und ihre Deutung im einzelnen bestreitbar sein, am

heuristischen Wert des Versuches und seiner Bewährung im Sinne einer „action research“ kann wohl kaum gezweifelt werden.

Auf jeden Fall wird man praktisch und theoretisch-wissenschaftlich die konkreten Erfahrungen und die „faktisch gelebten Überzeugungen“ der Menschen mehr beachten müssen als bisher. Denn — so meint z. B. Stephan H. Pfürtner — bei sittlichem Wissen ist immer Lebenserfahrung vorauszusetzen und neu einzubringen. „Diese Erfahrung ist zu befragen auf das hin, was menschliches Leben als menschliches lebenswert macht. Die ethische Theorie muß bemüht sein, die erwachsenen Erfahrungen — erwachsen durch eigene und gesellschaftlich vermittelte Lebensgeschichte — zur Sprache zu bringen und Vernünftigen vernünftig zugänglich zu machen“⁵. Und das gilt nicht nur für ethische Fragen, sondern für die Theologie insgesamt: „Muß der Theologe nicht immer auch“ — so fragt J. B. Metz — „die Leute selbst zur Sprache bringen? Hat er nicht kirchlicher Maieutiker des Volkes zu sein? Muß er nicht dafür eintreten, daß die Leute ‚dabeisein‘, ‚mitmachen‘ können, daß sie selbst zur Sprache finden, zum Subjekt in der Kirche werden? Und all dies nicht etwa als bloße Aufklärungsarbeit, als Bildungs- und Informationshilfe, sondern um der Orthodoxie der Theologie willen? ... Fides ex auditu‘ ist immer auch ein Hören auf die Sprache der Kleinen, derer, ‚denen es gegeben ist‘. Also nicht nur das Volk bedarf der Theologie, mehr noch bedarf die Theologie der Selbstaussage des Volkes“⁶.

⁵ St. H. Pfürtner, Zur wissenschaftlichen Begründung der Moral, in: Theorietechnik und Moral, hrsg. von N. Luhmann und St. H. Pfürtner, Frankfurt 1978, 215.

⁶ J. B. Metz, Kirche und Volk — Vom vergessenen Subjekt des Glaubens, in: *ders.*, Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1977, 131 f.

Schwerpunkte 1979:

**Der Sonntag — eine Existenzfrage
Landpastoral
Kirche und Kunst u. a.**
